

MARTIN VON ARNDT

---

## Omnia mea

In einen Viehlaster. Wie die meinen sind seine Mutter und sein Vater einmal in einen Viehlaster gestiegen. Sind aus dem südlichen Land mit seinen rasiermesserscharf in den Horizont schneidenden Akazien in einen Viehlaster verfrachtet und erst der Donau, dann dem Rhein folgend in die Kälte gespült worden. Wer Beine hatte, lief davon. Ab in die Laster und davon. So trieben sie. Mit im Strom. Trieben davon. Die Schwachen starben noch nah der Heimat. Die anderen wuchsen an ihrer Schwäche, nährten sich an ihr. Doppelte Ration: Überlebenswille. Erbsensuppe.

Als er acht Jahre alt war, starb die Mutter. Er las viel und vergaß sie nicht. Groß- und Urgroßmutter hatten auch ein Haus. Noch drei Plätze auf der Familiengrabstätte.

Erst mit dem Friedhofsplatz ist man ja ganz angekommen in der neuen Heimat. Die neue Heimat: zwei mal zwei Meter. Viermal Ackerschollenbraun.

Der Vater hat sich weiter noch nach Norden aufgemacht. Wie alle Väter. Ziehen nach Norden. Der hier schon lange vor der Geburt. Aber nicht lange genug, um die Empfängnis noch zu verhindern.

Und doch hat der Kleine tapfer gelebt. Hat Rollschuhe bekommen, einen Roller, ein Fahrrad. Hat sich die Unterlippe fachmännisch zerkaut. Und ist ein deutsches Kind geworden. Oder zumindest ebenso wenig wie die anderen Kinder, die schwäbischen, mit denen er Jahre, Schulen und die kleinen Biester, die einmal Frauen werden sollten, teilte.

Irgendwann stand er dann da, vor der Tür meiner Eltern. Mit seinen Rollschuhen, seinem Roller, seinem Fahrrad. Und ich folgte ihm. Mit dem meinen. Wir haben beschlossen, gemeinsam auf die Frauen zu warten. Gemeinsam das Wochenblatt vor willkommensfeindliche Türen und unsere junghündische Energie auf Bücher und Musik zu werfen. Er war mir immer einen Schritt voraus. Als sie starb, hinterließ ihm die Urgroßmutter eine nicht unbedeutende Erbschaft, für eine Flüchtige. Noch zwei Plätze auf der Familiengrabstätte.

Mit fünfzehn der Sturz vom Fahrrad kopfüber gegen den Marktplatzbrunnen. Zwölf Stiche. Die lebenskurze Narbe. Eine Vorwegnahme.

Die Frauen wurden zu Frauen. Wir spielten Mann und Frau mit ihnen. Sie haben aufgehört, uns zu beißen. Oder wenn, dann waren es süßere Wunden. Am Schlüsselbein. Auf der Schulter. Und sie haben begonnen, stiller zu werden. So still wie wir. Still wie unsere Bücher.

Bis es zuviel wurde für uns beide, zuviel Frauen, zuviel Musik, zuviel Bücher, bis wir das „gemeinsam“ endlich satt hatten. Da stand er, mit seinem noch lange nicht erloschenen junghündischen und neureichen Flüchtlingscharme, und ich erklärte ihm, dass er jetzt meinethalben der Welt um einen Schritt voraus sein solle. Die Großmutter war's und starb. Sie

---

hatte fünfundsiebzig Jahre Zeit für ihren deutschen Tod. Nur noch ein Platz auf der Familiengrabstätte. Stand da mit seinen Blumen und dem Schüffelchen Asche in der Hand. Und seiner Doppelerbschaft.

Mittlerweile war auch der Vater tot. Aber es war kein Platz für einen Davonmacher auf dem Friedhof. Und wir? Als wir nach Jahren endlich müde waren, junghündische Energie und Flüchtlingsschweiß auf anderes zu verschwenden, haben wir uns noch einmal wiedergesehen. Um uns zu streiten. Und uns nicht wiederzusehen.

Heute morgen klingelt das Telefon. Der letzte uns gemeinsame Freund erzählt.

Er habe sich zu Tode gesoffen. Sich systematisch hingerichtet. Systematisch, wenn er das von einem mittlerweile so antriebs- und anspruchslos gewordenen Menschen überhaupt behaupten dürfe. Wie ich wisse (noch wusste ich es nicht), habe er ja Frau und Kind. Das heißt, genaugenommen lebten sie getrennt, also sie mit einem anderen und er anderswo, aber immerhin trage er eine gewisse Verantwortung. Und diese Frau, den Namen habe er schon wieder nicht parat, irgendwas mit „M“, nicht Magdalena, nicht Margarita, aber so ähnlich, etwas blumiges, sie habe ihm einen Brief geschickt. Er habe sich zu Tode gesoffen.

Leere Flaschen überall. Wochenlang habe er sich verbunkert, monatelang vor der Außenwelt verbarrikadiert. Die Frau, die blumige, sagt, sie habe versucht, ihn telefonisch zu erreichen, sei aber nicht durchgekommen. Nach zwei Wochen, und weil er schon überfällig war mit den Alimentanzahlungen des letzten halben Jahres, sei sie dann zu seiner Wohnung. Und weil er nach halben Stunden beharrlichen Klingelns und Klopfens nicht geöffnet habe, die hinzugetretenen Hausnachbarn, allesamt Rentner, aber schon seit Tagen starke Geruchsbildung durch die Tür haben wahrnehmen wollen, habe sie den Hausverwalter geholt, der die Polizei. Und die sogleich ihre Stemmeisen, weil sie Befürchtung trugen, den siebten in seiner Münchner Wohnung verrotteten Toten dieses Jahr vorzufinden. Und das Jahr sei ja noch nicht besonders alt. Die Witterung habe sie schließlich ins Bad geführt. Nicht er habe gerochen, es sei der total verkotzte Pyjama gewesen. Um ihn her leere, halbvolle und zerbrochene Whiskyflaschen. Scotch. Vom feinsten. Laut Obduktion sei er an einer Schädelfraktur gestorben, die er sich durch den alkoholbedingten Sturz zugezogen habe. Die stumpfe Kante der Badewanne hatte Blut getrunken. Junge Väter achten darauf, solche Kanten zu dämmen. Ein kleines Rinnsal war in die Wanne geflossen. Den Rest hatte die Luft verschluckt. Ein komatöser Tod. Ein bewusstseinsloser, dämmriger Komaselbstmord. Dumpf und dumm. Nur solche Geister gehen um. Nur sie haben Grund zu der Annahme, noch längst nicht tot zu sein.

Einäschern wolle sie ihn lassen, die Urne überführen und ihn rasch bei seiner Mutter, Großmutter und Urgroßmutter begraben. Ob ich wohl jemanden kenne, der ihr helfen könne, die Wohnung auszuräumen?

Die Tür steht offen. Die Stemmeisen haben sie angefressen, auch die Türangel. Wovon sonst wollte ich mich selbst überzeugen? Die Frau, die blumige, grüßt von weitem, packt kräftiger als man vermuten möchte meine Rechte. Sie führt mich herum, zeigt mir die Stellen: hier ist er gesessen, hier hat er gesoffen, hier geblutet, hierher hat er sich noch geschleppt, hier ist er gelegen (eine mannsgroße, flaschenfreie Stelle im Winkel des Badezimmers), hier gestorben. Und

---

hier ist er tot. Kein Platz mehr auf der Familiengrabstätte.

Wieder um einen Schritt voraus. Ein Gefallener. Es blutet noch immer aus allem, was von ihm übrig geblieben ist. Und er sucht, wieder aufzustehen mit allem, was von ihm übrig geblieben ist. Es wäre leichter für ihn und für alle, wenn er endlich wüsste, dass er tot ist. Aber wer soll es ihm schon sagen?

Wer, wenn nicht ich?

Dreiunddreißig Jahre. Kein Alter, zu sterben. Die meisten entschließen sich jetzt dazu, das Haus zu bauen, den Baum zu pflanzen, den Sohn zu zeugen. Womöglich, sich kreuzigen zu lassen, aber nicht, Hand an sich zu legen. Mit zwanzig. Mit fünfzig. Aber nicht mit dreiunddreißig. Welche Welt spricht sich aus in solchem Tod? Spricht sie überhaupt oder ist sie angesichts der Unfähigkeit, sich mitzuteilen, längst verstummt?

Bleibt etwas von einem Menschen, der auf diese Weise stirbt? Außer dem Kind, das vielleicht die gleiche Augenfarbe trägt, dieselbe zerkaute Unterlippe und einen viel zu großen Pullover, denn der Papi hat die rechte Konfektionsgröße nie getroffen. Was aber bleibt von einem, der sich fern aller, fern jeglicher Heimat zu Tode gesoffen hat? Der Flaschencontainer natürlich, mit dem ich beim Rückwärtsrangieren meines Autos unwesentlich kollidiert bin. Der Schuttcontainer. Die unbezahlten Rechnungen. Die Stapel von Leitz-Ordern: Studienmaterialien, Arbeitsmaterialien, Steuererklärungen, Versicherungspolicen. Der Kleiderwagen der Johanniter-Unfallhilfe. Es sind unsere Kleider, die uns überleben.

Und ein Handkoffer, 42x32x15cm, schwarzes Echtleder mit bordeauxfarbenen Applikationen, strapazierfähige Beschichtung, Doppeltverschluss, Pilotgriff, Fingerpassung. Ein schwarzer Handkoffer, in jeder solchen Wohnung. Immer derselbe Koffer, er war weit damit gereist. Zuletzt aber, als wir beschlossen, uns nicht mehr wiederzusehen.

Er ist verschlossen. Vergebens suchen wir nach Schlüsseln, eine halbe, eine lange Stunde. Dann die obligate Büroklammer, die Schere. Der Doppeltverschluss ist stabiler, als ich erwartet habe, ich schöpfe meine erste Hoffnung, dass sich hinter solch robustem Material doch irgendetwas verbergen müsste. Ein Vermächtnis. Eine Erklärung. Ein Zeichen. Ich will, dass der Sturz gegen den Marktplatzbrunnen einen Sinn hatte, das lange Bangen der Großmutter, die ohne Betäubung gesetzte Nadel, die zwölf Stiche. Und ich mache mich an diesem Stück Leben zu schaffen, als gälte es das meine. Büroklammer und Schere.

Eine rasche Kapitulation. Ich muss ihn aufstemmen. Bald trägt er dieselben Narben wie die Tür. Sollbruchstellen fahren krachend auf, feuchter Dunst aus dem Kofferinneren, der sich unmittelbar mit dem Restruich Alkohol im Raum mischt. Ein modriges Handtuch, eine Flüssigkeit von öliger Konsistenz - eine Zahnbürste - eine Unterhose für den Wäschewechsel - eine Packung Präservative, längst abgelaufen und vollzählig - ein Brillenetui, unbestückt - eine 0,3-Liter Flasche Whisky, Canadian, halbleer - Streichhölzer aus einem Instanthotel in Straßburg - und ein kleiner Notizblock, liniert, vergilbt. Nur die oberste Seite ist beschrieben. Und der Rückendeckel aus grauem Karton: *15.50 ab Frankfurt-Flughafen - 7.00 Städtisches Krankenhaus Harlaching - 13.30 Stgt-Hbf / 13.32 Stgt-Stadtmitte*. Die Schrift auf dem Papier ist verwischt, verschwommen, schwer leserlich. Die ölige Flüssigkeit hat sie an-, wenn nicht gar aufgefressen. Die Frau, die



---

blumige, drängt auf baldigen Aufbruch, das Institut erwarte sie, der Termin für die Einäscherung müsse besprochen, die Urne ausgesucht werden. Ich halte ihr den Koffer entgegen, sieh her, ich bitte darum, ihn mitnehmen zu dürfen. Als Andenken. Als Zeichen. Sie nickt schwerfällig, ist müde, sie hat ihn gefunden, sie hat sein Kind ausgetragen, sie hat es empfangen.

Auf einer Autobahnraststätte zwischen München und Stuttgart. Der Notizblock, graphologische Versuche bei einer Tasse Kaffee: Sein Name. Sein eigener Name. Sein voller Name, mit allen Vornamen. Neunmal, in unterschiedlicher Schriftgröße, Schriftbreite, Schriftweite, in Druck- und Schreibschrift, von rechts nach links, in Spiegelschrift. Und einmal sogar in russischen Lettern.

Haus gebaut, Baum gepflanzt, Sohn gezeugt. Alles umsonst. Auch die fachmännisch zerkaute Unterlippe, der Sturz gegen den Marktplatzbrunnen, die dutzendfach gesetzte Riesennadel. Eine Vorwegnahme. Eine lebenskurze Narbe. Aber völlig umsonst. Heimatlosigkeit, hier wie dort. Nichts, was auf mehr deutete als einen Menschen, der von irgendwo kam, nach irgendwo zog. Und irgendwo gefallen ist.

Wieder auf der Autobahn, ein abschließender Rundgang in meinem Kopf. Ich zeige mir selbst die Stellen. Hier ist er gesessen und hat die erste Flasche geöffnet vor einem langen, letzten Wochenende. Hier hat er gesoffen, erst gierig schluckend, dann von Tag zu Tag immer langsamer. Gesoffen, gekotzt, weiter gesoffen. Hierher ist er getorkelt, vielleicht, um in die Badewanne zu pissen, vielleicht, um Nachschub zu holen aus dem meterhohen, noch halbgefüllten Pappkarton, hat das Gleichgewicht verloren, hat reflexlos seinen Schädel aufkrachen gehört, hat innen wie außen geblutet. Hierher hat er sich noch geschleppt, hat sich, ein wundes Tier, die leere Höhle in die Fliesen gegraben. Hier ist er gelegen, hat gewartet oder auch nicht. So also starb er, Letzter einer einmal zäher als andere gewesenem Familie.

Wie die meinen sind seine Mutter und sein Vater in einen Viehlaster gestiegen.